Bezugs-Preis

für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure 2mal täglich ins Haus gebracht: 90 Pf. monatl., 2.70 Mk. vierteljährl. Bei unsern Filialen u. Annahmestellen abgeholt: 75 Pf. monatl., 2.25 Mk. vierteljährl.

Durch die Post:

innerhalb Deutschlands und der deutschen Kolonien vierteljährl. 3.00 Mk., monatl. 1.00 Mk. ausschl. Postbestellgeld. Ferner in Belgien, Dänemark, den Donaustaaten, Italien, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Oesterreich-Ungarn, Rußland, Schweden und Schweiz. In allen übrigen Staaten nur direkt durch die Geschäftsstelle des Blattes erhältlich.

Das Leipziger Tageblatt erscheint 2mal täglich, Sonn- u. Feiertags nur morgens. Abonnements-Annahme: Johannisgasse 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Postämtern und Briefträgern.

Einzelverkaufspreis 10 Pf.

Postscheckkonto Leipzig 838.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt

und

Handelszeitung.

Tel.-Anschl. { 14 692 (Nachtanschluß) 14 693 14 694

Bankkonto: { Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt Leipzig. Deutsche Bank, Filiale Leipzig. Dep.-Kasse Grimm Steinweg 4.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Postscheckkonto Leipzig 838.

Anzeigen-Preis

für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 1spaltige Petitzeile 25 Pf. die Reklamezeile 1 Mk., von auswärts 30 Pf., Reklamen 1.20 Mk. Inserate von Behörden im amtlichen Teil die Petitzeile 50 Pf. Geschäftsanzeigen mit Platzvorschriften im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Beilagegebühr: Gesamtauflage 5 Mk. p. Tausend exkl. Postgebühr. Teilbeilage höher. Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Anzeigen-Annahme: Johannisgasse 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Druck und Verlag von Fischer & Küsten. Inhaber: Paul Küsten.

Redaktion und Geschäftsstelle: Johannisgasse 8.

Haupt-Filiale Dresden: Seestraße 4, 1 (Telephon 4621).

Nr. 427. Donnerstag, den 22. August 1912. 106. Jahrgang.

Unsere gestrige Abendausgabe umfaßt 8 Seiten, die vorliegende Morgennummer 14 Seiten, zusammen

22 Seiten.

Das Wichtigste.

* Vor dem Kaiser fand am Dienstag die Parade der hessischen Truppen auf dem Großen Sand bei Mainz statt. (S. Dtscho. R. S. 2.)

* Die bayrische Kammer hat am Dienstag über den Etat des Kriegsministers verhandelt. (S. d. bes. Art. S. 2.)

* Nach einer amtlichen Meldung aus Konstantinopel sollen sämtliche Meinungsverschiedenheiten mit den Albaniern beseitigt sein. (S. d. bes. Art. S. 2.)

* Das Zeppelinluftschiff „Viktoria Luise" hat auf seiner Rückfahrt von Chemnitz schwer mit Gegenwind zu kämpfen gehabt. Es landete 4 Uhr 30 Min. glatt vor der Halle in Gotha. (S. Sport. S. 8.)

* Theateranzeigen siehe Seite 14.

Italienische Hoffnungen und Wünsche.

Eine Unterredung.

Unser römischer S.-Mitarbeiter hatte Gelegenheit, mit einem italienischen Staatsmann, der früher als Minister eine auch in Deutschland sehr beachtete Rolle spielte, über die im Brennpunkt des internationalen Interesses stehenden Tagesfragen eine längere Aussprache zu führen, über deren Ergebnis er uns folgende Mitteilungen macht:

Es wäre sträflicher Leichtsinn, so meinte mein Gewährsmann, wollte ein Politiker, der um die geheim bleiben müssenden Ziele seiner Regierung Bescheid weiß, aus seinem Herzen keine Mördergrube machen und sich nicht die gebotenen Reserven auferlegen. Um so stärker wird die Verpflichtung für inaktive Regierungsmänner, äußerste Vorsicht in der Uebertragung ihrer Gedanken und Urteile gerade deshalb walten zu lassen, da sie sonst Gefahr laufen, mit einem unbedachten Wort die — räumlich und zeitlich genommen — letzten Motive der am Ruder befindlichen Staatsmänner zu enthüllen. In dieser Beziehung hat es unangenehme Ueberraschung für uns in Italien gegeben, daß ein ehemaliger angesehener Vertreter der Consulta (Marquis Capelli in einer Aussprache mit einem Redaktionsmitglied der „N. Fr. Pr.", d. Red.) in durch große Vorsicht nicht ausgezeichneter Art die Behauptung aufstellte, Italien habe zu Beginn des Krieges mit Wissen und Willen der Regierung die feindliche Flotte geschont. Derartige Ausstreuungen können uns natürlich im Lande und ebenso außer Landes schaden, da sie geeignet sind, auf die Beweggründe unseres Handelns ein falsches Licht zu werfen. Etwas anderes ist es, wenn Männer ohne Amt und staatliche Würden das Wort ergreifen, um Vorurteile zu beseitigen.

Vorurteile und gegenseitiges Mißtrauen beherrschen gegenwärtig alle Nationen in einem Maße, daß daraus die größten Gefahren für blutige Konflikte von unabsehbarer Folgenschwere resultieren. Dieses Mißtrauen hält nicht nur die Regierten, sondern auch die einzelnen Regierungen wachsam. Seite an Seite mit ihm geht die Furcht, der andere, der Gegner, könnte am Ende, wenn das Mißtrauen umgeschlagen ist zum Konflikt, durch eine Mächtekombination doch eine Kräfteentfaltung zeigen, die zum Ruin der eigenen Nation führen würde. Wenn wir heute noch nicht den Weltbrand haben, der uns vielleicht schon morgen aus dem Schlafe schrecken kann, so danken wir das einzig und allein dem allgemeinen Mißtrauen und seiner Begleiterscheinung, der Furcht. Daß sich ein derart übel fundierter Frieden auf die Dauer, oder sagen wir lieber: nicht mehr lange halten kann, dazu braucht man nicht erst Staatsmann zu werden. Unsere armen Pazifisten stehen der Entwicklung vollkommen ohnmächtig gegenüber. Und ich fürchte, auch Herr Berchtold wird mit seinem Vorschlag, so stark seine friedliche Tendenz auch sein mag, nicht mehr Glück haben als etwa der Fürst von Monaco, wenn der sich in Verkennung von Ursache und Wirkung ab und zu um eine Zusammenkunft zwischen dem Präsidenten von Frankreich und dem Deutschen Kaiser bemüht. Eins sollte man wenigstens heute einsehen lernen: nicht die persönlichen Freundschaften auch der liebenswürdigsten Monarchen und ihrer Staatsmänner untereinander verbürgen die Hintanhaltung blutiger Auseinandersetzungen, sondern einzig und allein nur noch die Macht der Interessengleichheiten. Sie bilden das feste Fundament des Friedens zwischen bestimmten Nationen, eines beschränkten Friedens. Wo eine solche Gleichheit fortfällt, müssen wir so lange mit dem Kriege rechnen, als dieser nicht — das Ziel der Pazifisten! — durch allgemeine Vereinbarungen ein für alle Male aus der Welt geschafft ist. Ich bin überzeugt, daß kein Souverän dem andern persönlich feindselig gesinnt ist. Sie alle, wie sie auch heißen mögen, wünschen sich gegenseitig in größter Aufrichtigkeit langes Leben, Glück und Gedeihen. Ich persönlich wünsche ein großes und mächtiges Deutschland auch weiterhin.

Die Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich, den beiden Ländern, die eigentlich gar keine Interessengegensätze haben und darum mehr als andere Frieden halten sollten, ist nicht wegen der Revanchelüsternheit einzelner Franzosen so ungeheuer groß, als vielmehr deshalb, weil die Revanchemänner den deutsch-englischen Interessenkonflikt in den Dienst ihrer Idee stellen. Daß es bisher den deutschen Regierungen nicht gelingen wollte, Rußland, das keine Interessengegensätze zu Deutschland und darum auch keine unmittelbare Ursache zu einem kriegerischen Konflikt mit seinem westlichen Nachbarn hat, aus den englisch-französischen Umarmungen zu befreien, muß als ein recht bedenkliches Zeichen zuungunsten Deutschlands aufgefaßt werden. Ich fürchte, man hat da bei Ihnen nicht glücklich operiert. Gelegenheit, Rußland sich zu verpflichten, war doch oft genug vorhanden. Und ich glaube nicht, daß Rußland eine Freundeshand zurückgewiesen haben würde. Aber besser als die Würdigung dieses Umstandes kann ich die Bande schätzen, die uns in Italien mit Rußland verbinden. Es sind Bande gemeinsamer Interessen, die es für alle Zeiten (wobei ich hoffe, daß man nach hundert Jahren von Kriegsgefahren überhaupt nicht mehr sprechen wird!) verhindern werden, daß wir je mit Rußland in kriegerische Verwicklungen geraten. Wenn wir nun auch keine Allianz mit Rußland haben, so leben wir mit ihm so, als ob wir alliiert wären, alliiert wohlverstanden durch die Gemeinsamkeit der Interessen, der politischen wie der wirtschaftlichen.

Wenn z. B. Rußland die Dardanellenfrage anschneiden wollte, und es muß dazu kommen, so wird Italien nach der Natur seiner Interessen nicht anders können, als die Entscheidung im Sinne Rußlands zu treffen. Auch mit Deutschland stehen wir in absolut keinem Interessengegensatz. Folglich können wir mit Deutschland in keinen Konflikt geraten. Die drei Reiche könnten also überall miteinander gemeinsam vorgehen. Nur müßten endlich auch die Vorurteile, die in Deutschland sonder Zahl uns gegenüber existieren, in Fortfall kommen. Das wird hoffentlich nach dem Frieden eintreten. Wir machen heute politisch und wirtschaftlich denselben Prozeß durch, den die Deutschen mit dem Kriege von 1870 durchgemacht haben. Nur ist der Unterschied der, daß unsere Einheit wohl fester geschmiedet ist als in dem Deutschen Reich, das nicht nur mit gefährlichen fremdsprachigen reichsfeindlichen Elementen zu kämpfen hat, sondern auch mit separatistischen oder nennen wir es mit partikularistischen Strömungen, die vielleicht nicht so gefährlich wären, wenn ihnen nicht konfessionelle Sonderwünsche beigemischt wären. Von Ihrer sozialistischen Hochflut will ich ganz schweigen. Denn sonst käme ich in den Verdacht des Pharisäertums. Mir kommt es nur auf einen Vergleich der Gefahren in Deutschland und in Italien an. Und da kann ich mit Stolz sagen: die inneren Gefahren sind für Italien relativ — wohlgemerkt! — relativ geringer als in Deutschland, selbst wenn ich die dortige Sozialdemokratie nicht sehr hoch einschätzen wollte hinsichtlich ihrer etwaigen Gefährlichkeit für die Erhaltung des gegenwärtigen Staatsganzen. Sie werden mir zugeben, daß die italienische Sozialdemokratie ein recht bescheidenes Dasein führt und auch in Zukunft schwerlich zur Macht kommen wird, und daß die Bildung einer vatikanischen Partei, wie sie das Zentrum darstellt, bei uns einfach ausgeschlossen bleibt.

Diese unsere Einheit ist unser Stolz. Heer und Flotte ist vorzüglich. Bleibt nur noch unsere relative Rückständigkeit auf industriellem Gebiet. Auch sie wird weichen. Denn auch Deutschland ist zum Industriestaat erst nach 1870 geworden. Finanziell stehen wir so gut da, daß wir den Krieg in Afrika bequem noch zehn Jahre führen können, ohne beim Ausland Anleihehilfen suchen zu müssen. Der Patriotismus und die Aufopferungsfähigkeit unseres Volkes schützen uns vor schweren Schlägen. Also gerüstet gehen wir neuen schweren Kämpfen entgegen, die kommen müssen, wenn sich Europa nicht auf eine Balkanformel einigt, mag sie nun von Wien oder Petersburg oder London ausgegeben werden.

Schweigende Liebe.

Von **Hans Bethge.**

Er lehnte an einer der kühlen Marmorsäulen, die den Saal umgaben, und sah in das Gewimmel. Es war ein Wirrsal ohnegleichen. Rauschende Gewänder in Seide und Brokat, Perlen und blitzende Steine, Blumen, Blumen, unendliche Blumen auf Schultern und Häuptern und viel veilchenduftendes Frauenhaar. Und dann die wangengeröteten Gesichter. Die einen mit dem reinen Glanz der Jugend, andere, auch noch junge, mit den Mienen der Menschen von Welt, die ihre Erfahrungen hatten, und dann ältere, die so gern hätten jung scheinen mögen, die sich aber von den Genüssen dieses Daseins zu sehr hatten fassen lassen, als daß sich der Zug früherer Reinheit in den Gesichtern hätte erhalten können. Endlich müde, abgebrauchte, die gar nicht mehr Lust hatten, anders zu scheinen, als sie waren, aus denen die zerfressende Leidenschaft heißer, vergangener Jahre sprach. Trümmer einstiger Pracht. Grausam zerpflückte Blumen. Gesichter, die einen mit Jammer und Mitleid erfüllen mußten bis in die innerste Seele.

Auf dem Ganzen lag der helle Schimmer einer Fülle elektrischer Lampen. Das eintönige Stimmengesurr, bisweilen durch ein Lachen oder einen Zuruf unterbrochen, wurde von den Walzerklängen einer Streichkapelle übertönt, zu denen sich die Paare mit schnellem Atem drehten.

Und er stand ganz einsam im Schatten eines Palmengewächses an der roten Säule und sah dem Getümmel zu. Jetzt fiel sein Auge bei einer Wendung, die sein Kopf machte, in einen rechts von ihm auf weißem Grunde hängenden Kristallspiegel, der, an den Rändern breit geschliffen, in einen Rokokorahmen gefaßt war. Er mußte lächeln, als er sich in dem Glase sah. Er kam sich in diesem Aufzuge so unendlich komisch vor. Er haßte diese glänzenden Feste, diese Massenvergnügungen, wo man nicht zu sich selber kommt, aneinander vorüberhastet, von einem zum andern schwärmt, ein paar nichtssagende Worte redet, nur um überhaupt etwas zu sprechen, die Bekanntschaft von hundert neuen Menschen macht, die man morgen, nein, nach ein paar Stunden schon wieder vergessen hat, ohne noch ihren Namen recht gewußt zu haben: wo man einzig dazu da ist, die fürchterlichste aller Pflichten zu erfüllen, die darin besteht, zum Lobe der hangenden Ballmütter zu leben, indem man sein bestimmtes Pensum heruntertanzt und vielleicht noch etwas mehr. . . .

Wie er das alles verachtete. Er tanzte ungern, obwohl er, wie die Frauen sagten, ein vortrefflicher Tänzer war. Er begriff nicht, wie die Leute dies Herumspringen schön finden konnten. Er fand es kindisch. — — Wo er sich wohl fühlen sollte, mußte es anders hergehen. Wenige, die sich verstanden, in behaglicher Stube, in der das Licht der Tischlampe womöglich durch einen grünen Schirm gedämpft war, in der das prasselnde Feuer aus dem Kamin rote Streiflichter auf den Teppich warf. Dazu eine ungezwungene Unterhaltung oder eine interessante Erzählung oder der Vortrag eines schönen Liedes — — das mochte er. Und wenn dann die Frauen das Rauchen gestatteten, erreichte die Behaglichkeit für ihn den Höhepunkt. Dann zündete er sich eine Zigarette an, zog mit einem inneren Wohlgefühl den aromatischen Duft in sich auf — und nun flogen ihm die Gedanken nur so zu, und die Worte gingen ihm noch einmal so leicht von den Lippen.

Wenn er dann erzählte, wußte er alles in seinen Bann zu ziehen. Er verstand ausgezeichnet zu erzählen. Die schlichtesten Geschichten umkleideten sich in seinem Munde mit einem warmen Glanz von Poesie. Aber was sollte er hier? Er fühlte sich befangen. In diesen Trubel paßte er nicht.

Seine Augen gingen schon eine Weile suchend durch den Saal. Jetzt schienen sie gefunden zu haben, wonach sie verlangten. Sie wurden ein wenig größer und nahmen ein lebhafteres Leuchten an.

Das Mädchen, auf dem sein Auge lag, ging am Arme ihres Tänzers langsam um den Saal und fächelte sich Kühlung zu. Sie trug ein Kleid aus himbeerfarbener Seide, das Hals und Nacken offen ließ. Die Haut schien zart wie Samt und war so blendend blaß wie die Narzissenblüten, die schwankend auf dem jungen Busen lagen. Auch die Stirn war bleich. Nur in den Wangen eine sanfte Röte, so sanft und heimlich, wie sie aus jungen Apfelblüten glänzt.

Sie sprach wenig und schien nie zu fragen. Jetzt legte sie ihren Arm auf die Schulter des Mannes, neben dem sie schritt, um den Tanz wieder aufzunehmen, — da setzte die Musik das Spiel gerade ab. Er sagte ihr Worte des Bedauerns und führte sie auf ihren Platz, wo sie sich mit einer kurzen Verbeugung, wie sie eigentlich nur Frauen zukommt, von ihm trennte. Die Augen des Mannes an der Marmorsäule starrten immer noch auf sie. Da setzte die Musik wieder ein mit einem prickelnden Walzer von Strauß.

Er zupfte flüchtig an seiner Weste, trat aus dem Schatten hervor und durchquerte das Parkett. Nun bemerkte sie ihn. Sie fuhr leise zusammen, und ihre Brust hob und senkte sich schneller, so daß die Narzissen in ein leises Zittern kamen.

Er drang noch rechtzeitig zu ihr, ehe ein anderer kam.

Sie erhob sich. Er fragte:

„Aber Sie sind wohl schon verpflichtet?"

Sie entgegnete nichts darauf. Sie nahm seinen Arm, und nun tanzten sie. Es tanzte kein anderes Paar gleich ihnen. Viele Augen richteten sich mit Bewunderung, mehr noch mit Neid auf sie.

Sie sprachen kein Wort. Sie fühlten sich; sie spürten ihren Atem — und schwiegen. Er merkte, wie sie zuweilen bebte, und wie ihre Brust stürmisch an seiner schlug. Er hätte ihr am liebsten ins Ohr geflüstert: „Ich habe dich lieb," und auch ihr war so, als müsse sie es tun. Aber sie ließen es beide. Es war ihnen schon so oft so ergangen. Sie wußten, sie liebten sich, und wenn sie sich fern waren, so waren sie krank nacheinander. Aber die erlösenden Worte fanden sie nicht. Es waren zwei wunderliche Menschen. Sie schämten sich, ihre Regungen laut werden zu lassen. Sie empfanden so heiß — aber sie waren zu verstockt, ihre Empfindungen in Worte zu kleiden. Ihr war, als müsse sie weinen. Warum waren sie sich gegenüber auch in Worten so ungeschickt? Er war es doch sonst nicht. Und es stahl sich auch wirklich eine Träne aus ihren blanken Augen. Aber sie verging schnell, und keiner hatte sie bemerkt, auch er nicht.

Als die Instrumente verstummten, hatten sie noch kein Wort weiter gewechselt. Aber er hatte, während sie an seiner Brust gelegen, einen Entschluß gefaßt: es sollte ein Ende werden. Waren sie denn törichte Kinder? Wollten sie sich denn durchaus hinquälen, bis es zu spät wurde? Bis sie sich verloren hatten?

Er fragte sie, als er von ihr Abschied nahm: „Darf ich morgen kommen, Sie zum Reiten abholen?"

„Ja — bitte."

„Um welche Zeit?"

„Nun — nachmittags — nach vier."

Sie gaben sich die Hand, dann schieden sie. Er schritt zur Garderobe, ließ sich seinen Pelz reichen, setzte eine Zigarre in Brand und ging in die schneehelle Winternacht hinaus, in der die endlosen Sterne klar, klar an einem dunkelblauen Himmel standen.

* * *

Nachmittags Punkt halb fünf ritt er bei ihr vor. Es war eine klingende Kälte. Der frischgefallene Schnee knirschte unter den Hufen des Gauls, über dessen Fell sich eine Reifkruste gezogen hatte.

Ihr Pferd, ein Rappe, wurde schon von einem Reitknecht auf- und abgeführt.

Er sprang aus dem Sattel und übergab die Zügel dem Knecht. Da trat sie aus der Tür. Sie trug ein schwarzes Kostüm und einen flachen Hut, um den ein hinten herabhängender Kreppschleier geschlungen war. Die Augen brannten groß darunter hervor. Ihr Haar saß in Form eines festen Knotens im Nacken. Sie sah bleich aus. Ihre Züge waren marmorn still, wie immer, wenn sie ihm gegenüberstand.

Er zog den Hut, und sie reichte ihm die Hand. Er half ihr auf den Rücken ihres Pferdes, dann saß er selbst auf. Nun ritten sie nebeneinander davon. Sie sprachen blutwenig und das gleichgültigste von der Welt. Wohin sie zu reiten befehle? Sie nannte ein Wäldchen, das etwa eine halbe Stunde vor der Stadt lag, dann waren sie wieder still. Als sie durch das Stadttor geritten waren, lag eine weite, schnurgerade Chaussee vor ihnen. Sie war mit alten Pappeln bestanden, die kahl in die Dezemberluft ragten.

Die Reitenden hatten einen kurzen Galopp angeschlagen, den sie bis zu dem Wäldchen beibehielten, das nun mit seinen schneebehangenen Tannen, auf denen das Mondlicht wie im Märchen schimmerte, dicht vor ihnen lag. Die Chaussee durchschnitt es. Sie machten kehrt. Es wurde Zeit, daß sie an den Heimweg dachten.

Und sie schwiegen . . . Nur das Schnauben und das Getappel der Pferde und manchmal der Ruf einer Krähe zog durch die Winterluft — kein Laut einer menschlichen Stimme.

In seiner Brust tobte es. Er hatte sich gestern abend geschworen, heute ein Ende zu machen. — — Nun?

Er sah erregt geradeaus. Da bemerkte er, wie sich die Lichter der nebelumhüllten Stadt langsam aus der Dämmerung lösten — — immer mehr und mehr — — immer heller und heller. Es stieg ihm siedendheiß den Rücken hinauf. Wenn es heute nicht geschah, geschah es nie. Und die Stadt war schon ganz nahe.

Und dann, nach der langen, langen Stille, sprach er langsam die Worte, über die, als sie über seine Lippen kamen, er selbst erschrak:

„Sie waren so schön gestern abend, Anni, ich hätte Sie in die Arme nehmen und küssen mögen."

„Warum haben Sie's . . ."

Da bereute sie schon wieder, noch ehe sie's ausgesprochen. „Warum haben Sie's denn nicht getan?" wollte sie sagen. Sie biß die Lippen zusammen, stieß dem Pferde die Sporen in die Weichen und sah nach links, ihm abgewandt, zu Boden. Dort flogen ihre Schatten über das bläulich glänzende Schneefeld, gespenstisch groß und scharf umrissen, zwei schlanke Tiere und darauf zwei jugendliche Menschenleiber. Sie etwas vor ihm und höher als er. Ihr Schleier hinter ihr wagerecht im Winde.

Nicht lange blickte sie so. Sie fühlte plötzlich, wie sich ein Arm um ihre Taille legte. Und sie war gar nicht entrüstet darüber, sie zuckte nicht einmal zusammen, es schien ihr ganz in der Ordnung. Sie lächelte und legte nun auch den Arm fest um seinen Leib, so daß er ihre Rechte in der seinen pressen konnte. Worte kamen nicht von ihren Lippen. Das verstanden sie nun einmal nicht. Aber diese Lippen suchten einander — — und fanden sich.

Der Schatten auf dem Schneefeld hatte sich verändert. Es war jetzt ein Monstrum mit acht Beinen und zwei Köpfen, das dort lief. Auf seinem Rücken saß ein seltsam verschlungenes Bild.

Man beachte auch die Inserate in der Abend-Ausgabe.